

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 28 (1976)
Heft: 8
Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Alice zu Asterix

Alice in Wonderland (Alice im Wunderland). USA 1951. Regie: Walt Disney (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/106)

Les douzes travaux d'Astérix (Asterix erobert Rom). Frankreich 1975. Regie: René Goscinny und Albert Uderzo (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/110)

Zufällig habe ich den Alice- und Asterix-Film kurz nacheinander zu sehen bekommen. Auf den ersten Blick scheinen die beiden Filme samt ihren Vorlagen nichts miteinander zu tun zu haben, was eine gemeinsame Besprechung rechtfertigen könnte. Bei genauerer Betrachtung lassen sich jedoch, bei allen beträchtlichen Unterschieden, auch überraschende Gemeinsamkeiten und Beziehungen feststellen, insbesondere was die Beliebtheit von Alice *und* Asterix bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen betrifft. Sowohl das 1865 erschienene Kinderbuch des viktorianischen Engländers Lewis Carroll als auch die seit 17 Jahren erscheinenden Bilder geschichten des Autorengespans Goscinny/Uderzo sind zu «Klassikern» ihres Genres geworden, die jung und alt gleichermaßen zu interessieren vermögen. Allerdings erreichte Alice aus sprachlichen Gründen, die noch zu erläutern sein werden, nur in den englisch sprechenden Ländern grösste Popularität, während die Comicsfiguren Asterix und Obelix ihres Bildcharakters wegen nicht an Sprachgrenzen gebunden sind. Eine repräsentative Umfrage in der deutschen Bundesrepublik hat ergeben, dass Asterix, der knollennasige Gallierzwerg, für 65 Prozent der Bundesbürger ein Begriff ist und damit an Bekanntheit Politiker wie die Bundesminister Egon Franke und Werner Maihöfer sowie den CDU-Generalsekretär Kurt Biedenkopf übertrifft. Im Rahmen einer Diplomarbeit stellten letztes Jahr zwei Seminaristen des Lehrerseminars Liestal fest, dass bei den Schülern von Muttenz und Reigoldswil die Asterix-Reihe von 75 genannten Comics-Serien am meisten Punkte bekamen, gefolgt von «Mickey Mouse», «Bessy», «Fix und Foxi» und «Donald Duck».

Sowohl für «Alice im Wunderland» als auch für die Asterix-Comics gilt, dass sie nicht einfach kindertümlich sind, sondern verschiedene Elemente und Bereiche aufweisen, die im vollen Umfang wohl nur erwachsenen Lesern zugänglich sind. Lässt man einmal die Tiefenpsychologie beiseite, für die Carrolls Buch ein wahres Tummelfeld ist, so lassen sich darin mindestens drei Ebenen unterscheiden: die Traumwelt, die Welt des englischen Kindes im 19. Jahrhundert und der Bereich der sprachphilosophischen Spiele, die mit ihrem Jonglieren mit abstrakten Begriffen und hinter sinnigen Bedeutungen das kindliche Wissen und Denkvermögen weit überfordern. Aber es ist gerade diese Sprachebene, die den besonderen und unverwechselbaren Reiz dieses Buches bestimmen und es zu jenem Werk machen, das die Engländer als grösstes und schönstes mit Nationalstolz unmittelbar auf die Bibel folgen lassen: Sie kennen jeden Satz, jedes Zitat und sind jederzeit bereit, in der Zeitung, im Radio, in Parlamentsreden und Reklametexten Anspielungen darauf entgegenzunehmen. Carrolls teils tiefsinnige, teils absurde und groteske Wort- und Sprachscherze, seine Sophismen, die Scheinlogik und die phantastischen Etymologien beruhen auf besonderen Eigenschaften des Englischen, etwa auf den häufigen Homophonen – Wörtern, die gleich lauten, aber etwas Verschiedenes bedeuten: Wenn die Maus ihre lange Geschichte (long tale) ankündigt, meint Alice den langen Mäuseschwanz (long tail). Das einfache, für das Englische typische Prinzip, Komposita durch blosses Aneinanderreihen von Wörtern zu bilden, lässt sich zu Phantasiebegriffen benutzen, indem man die Wörter am falschen Ort abtrennt: Aus der «mock turtle-soup» (der Falschen Schildkrötensuppe) wird so die «mock-turtle soup», und schon ist das

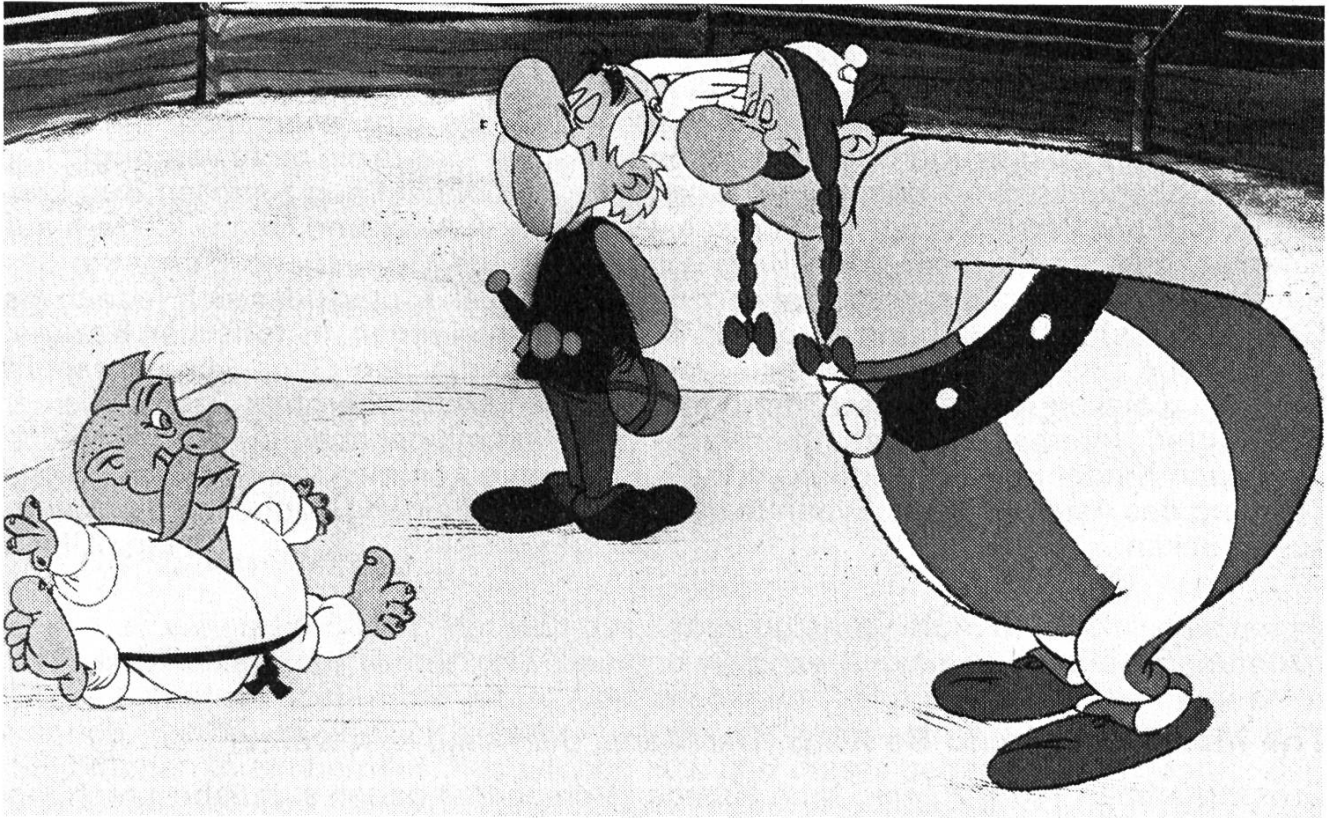
Fabelwesen Mock-Turtle geboren. Auf ähnliche Weise entsteht aus dem «butterfly» die «break-and-butter fly» (die Butterbrotfliege). Carroll ist davon ausgegangen, dass «die Welt, in der wir denkend und deutend zu Hause sind, im Grunde eine sprachliche Schöpfung ist, dass unser Denken normalerweise dem vorgezeichneten Rahmen der Sprache folgen muss und nicht zu einer reinen Anschauung der Dinge kommen kann» (Ernst Leisi, dem ich übrigens diesen Sprachkurs verdanke). Die Tendenz, die Dinge durch die Worte zu hypostasieren, ihnen eine eigentlich nicht zukommende Wirklichkeit und Wesenheit zu verleihen, hat Carroll mit besonderer Vorliebe aufgegriffen. Er nahm die Sprache auf eine Weise beim Wort, ähnlich wie dies etwa im Deutschen auch Christian Morgenstern so unnachahmlich gemacht hat. Es liegt auf der Hand, dass sich solche sprachlichen Besonderheiten kaum adäquat in eine andere Sprache übersetzen lassen, und auch bei der optischen Umsetzung in den Film geht das Meiste verloren. Und vollends nichts mehr ist davon vorhanden, wenn Disneys Film bei uns beispielsweise nachmittags synchronisiert vorgeführt wird, weil ja die wenigsten Kinder und Jugendlichen Englisch verstehen. Walt Disney hat aus den beiden Carroll-Werken «Alice's Adventures in Wonderland» und «Through the Looking-Glass» eine Art Potpourri gemacht, das sich durch den besonderen Charakter dieser Bücher durchaus rechtfertigen lässt. Alice möchte aus ihrer langweiligen Umgebung und von der trockenen Geschichte, die ihre ältere Schwester vorliest, weg in ein Zauberland, von dem sie überzeugt ist, dass es existiert. Sie rennt einem weissen Kaninchen nach und fällt unversehens in ein Wunderland, in dem alles so ganz anders ist. Sie wird abwechselnd zwergenklein und riesengross, begegnet einem sprechenden Türschloss, einer Wasserpfeife rauchenden Raupe und vielen anderen skurrilen Gestalten. Der Mond verwandelt sich in eine getigerte Katze, von der zeitweise nur Streifen oder gar nur das gesichtslose Grinsen



zu sehen sind. Ein Hutmacher und ein Märzhase feiern 364mal im Jahr ihren Nicht-Geburtstag und bringen Alice mit ihrem verrückten Benehmen zur Verzweiflung. Alice muss mit der tyrannischen Herzkönigin, die ihre Umgebung mit einem ständigen «Kopf ab!» terrorisiert, Krocket spielen, wobei Flamingos als Schläger und Igel als Kugeln dienen. Diese Szenen mit Kartenspiel-Armee und -Hofgesinde gehören übrigens zu den Höhepunkten des Films. Alices rasches Auffassungsvermögen und ihre kindliche Logik und Neugier stehen in reizvollem Gegensatz zu den verworrenen Reden und dem unwissenden Verhalten der ihr im Traum begegnenden Fabelwesen. Alle Naturgesetze sind im Wunderland auf den Kopf gestellt: Fische spazieren auf dem Land umher, und Alice droht als Zwergin in einem Tränensee zu ertrinken, den sie eben als Riesin geweint hat. Die Blumen geben ein grosses Konzert, wobei Disney jeder eine Physiognomie appliziert hat, von der man das Gefühl hat, sie sei jeder Blume, ob Rose, Lilie oder Stiefmütterchen, adäquat. In dieser Welt der vermenschlichten Tiere und Pflanzen haben sich Disney und seine Equipe offensichtlich in ihrem Element befunden. In mancher Beziehung ist es ihnen durchaus gelungen, das Skurrile, Phantastische und Irreale der Buchvorlage mit üppigen technischen Mitteln überzeugend und wirkungsvoll ins Filmische zu übersetzen.

Allerdings, den ausgesprochenen Traumcharakter der Vorlage hat Disney nicht getroffen. Er beging den Fehler, dass er der Erzählung einen roten Faden beigegeben hat, indem er Alice ständig nach dem weissen Kaninchen suchen lässt. Im Buch wandert jedoch Alice ohne durchgehende psychische Kausalität und ohne Erinnerung von Szene zu Szene, was ganz der Logik des Traums entspricht, für den das unmotivierte und übergangslose «Geworfensein» in die verschiedensten Situationen typisch ist. Es widerspricht dieser Traumsituation, in der es keine Erinnerung an die frühere, normale Welt gibt, wenn Disney Alice gegen Ende aus Einsamkeit und Heimweh bitterlich weinen lässt. Sie sehnt sich so wenig aus dem Wunderland hinaus wie ein Träumer sich nach dem Erwachen sehnt. Überhaupt hat Disney viel zu stark rationalisiert und die leiblichen Gefahren im Film überbetont, die doch im Buch gar nicht ernst genommen werden. Denn Alice ist in einem behüteten, wohlgeordneten Milieu aufgewachsen und fürchtet sich gar nicht so sehr vor realen Bedrohungen als vielmehr vor Begegnungen mit fremden Erwachsenen beispielsweise, von denen man nie so recht weiss, wie sie reagieren werden, da sie einen anderen Standpunkt als Kinder haben, den diese meist erst erfahren, wenn es zu spät ist. Das trifft vor allem auf die Manieren zu, die von Kindern erwartet werden. Man befindet sich schliesslich im viktorianischen Zeitalter. Carroll hat gerade in dieser Beziehung konsequent aus der Kinderperspektive geschrieben, in der die Bedrohung des seelischen Gleichgewichts eine ungleich grössere Rolle spielt als Gefahren für Leib und Leben. Gerade solche Aspekte sind von Disney kaum berücksichtigt worden. Trotz solchen Mängeln und Schwächen gehört der Alice-Film zu seinen besten Werken. Er besitzt noch immer viel Poesie, die zwar sehr nach Technik, Kunststoff und Parfüm riecht, trotzdem aber Poesie ist. So nimmt man auch in Kauf, dass Alice wiederum so zuckrig-puppenhaft gezeichnet ist wie schon Schneewittchen und Aschenbrödel, was der munteren, vorwitzigen Buch-Alice jedoch gar nicht entspricht.

Bei «Les douzes travaux d'Astérix» liegen die Probleme wesentlich einfacher. Auch Goscinny ist von Sprachspielen fasziniert, vor allem interessieren ihn deren Deformationen, wobei er sich auf Grössen wie James Thurber und die Marx-Brothers beruft. Weil jedoch bereits die Comics-Geschichten stark vom Optischen her aufgebaut sind, stellen sich für die filmische Umsetzung vergleichsweise wenig Probleme, denn es fallen ja eigentlich nur die Sprechblasen weg. Seit den beiden ersten Asterix-Filmen, «Astérix le Gaulois» und «Astérix et Cléopâtre», sind im neuen Film beträchtliche Fortschritte festzustellen. Die Zeichnung ist noch lebendiger geworden, und die Hintergründe werden effektvoller gestaltet und bewegt. Interessant ist, dass der viel ältere Disney-Film dem Asterix-Streifen technisch und in der Verwendung von Perspektiven und Farben noch immer überlegen scheint. Allerdings wirken die technische Perfektion des Amerikaners, die festumrissenen Figuren und die klar voneinan-



der abgesetzten Farbflächen manchmal etwas steril. Der Asterix-Film ist zeichnerisch frischer, irgendwie unfertiger und gerade vielleicht deswegen auch anregender.

In Rom – man zählt das Jahr 50 vor Christus – sitzt Julius Caesar im Kreis seiner Ratgeber und schäumt vor Wut. Er hat ganz Gallien bis auf ein kleines Nest erobert, das seinen Legionen erfolgreich Widerstand leistet. Wohl oder übel muss er den Weg zu diesem Dorf in der Bretagne unter die Füße nehmen, um zum Rechten zu sehen. Er legt den Einwohnern zehn Prüfungen auf; verlieren sie, so müssen sie sich unterwerfen. Gewinnen sie, so wird Caesar seinen Rücktritt nehmen und die Gallier als Götter anerkennen, denn gewöhnliche Sterbliche seien diesen Aufgaben niemals gewachsen. Aber er hat die Rechnung ohne den pffrigen Asterix, den bärenstarken Obelix und den Wundertrank von Miraculix gemacht. Wie weiland Herkules entledigt sich das Duo der kniffligen Aufgaben mit Glanz und Gloria. Sie besiegen den Marathonläufer, schleudern den Speer am weitesten, bringen einen Zauberer aus der Fassung und überqueren einen Fluss voller Krokodile mit halsbrecherischer Akrobatik. Einen germanischen Ringkämpfer überwinden sie mit List, der Aufenthalt bei den verführerischen Schönen auf der «Insel der Freude» ist für sie freudlos, da es dort kein Wildschwein gibt. Alles aufzuessen, was Obelix von einem berühmten Koch vorgesetzt wird, ist für ihn schon gar keine Prüfung, sondern ein gefundenes Fressen. Bei der Besorgung eines Passierscheins bringen sie die Bürobelegschaft völlig aus dem Häuschen, das Rätsel des «Ehrwürdigen vom Gipfel» zu lösen, ist für Asterix ein Kinderspiel, und die Nacht auf dem schrecklichen «Feld der Toten» erweist sich für die beiden als lächerliche Angelegenheit. Die letzte Prüfung, der Kampf mit den Gladiatoren und den wilden Tieren im Kolosseum, wird von Asterix, Obelix und den inzwischen anmarschierten Dorfgenossen in ein wildes Zirkusfest verwandelt. Rom ist erobert, Caesar dankt ab, und der Kolonisierung Roms durch die Gallier steht nichts mehr im Wege.

Die Prüfungen und Aufgaben stammen aus der Märchen- und Abenteuerwelt und sind mit Anachronismen und Anspielungen auf die heutige Zeit durchsetzt. Es sind vor allem diese Eigenheit der Asterix-Autoren sowie ihr Sinn für die Selbstparodie, die auch erwachsenen Zuschauern beträchtlichen Spass bereiten. Zwar sind nicht etwa

alle Erlebnisse gleichermaßen gelungen und originell, und es wird keineswegs zwölfmal ins Schwarze getroffen. So ist etwa der Aufenthalt auf der «Insel der Freude» unter schmachtenden Sirenen reichlich fad geraten, und auch die Vielfrassszene mit Obelix könnte von besseren Eltern sein. Es gibt Wiederholungen und Längen, billige Spässe und Gags. Und dennoch ist das Ganze ein recht vergnüglicher Spass. Höhepunkte sind zweifellos die herrliche Parodie auf den zeitlosen Bürokratismus und die Persiflage auf die Fernseh-Werbung: Asterix und Obelix klettern auf einen schnee- und eisbedeckten Berg von mindestens Mont-Blanc-Höhe, um das Rätsel des «Ehrwürdigen vom Gipfel» zu lösen (Orakel-Motiv), das sich jedoch als Gag der Waschmittelwerbung entpuppt. Solche Anspielungen, historischen Bezüge, Seitenhiebe, satirischen Einschübel und anachronistischen Gags (einmal taucht das Duo plötzlich in der Pariser Métro auf) machen «Asterix erobert Rom» zu einer vergnügten Unterhaltung auch für Erwachsene. Dass mit der abenteuerlichen Handlung auch Kinder und Jugendliche auf die Rechnung kommen, ist eine beachtliche Leistung des Asterix-Teams, wenn man bereit ist, ob einigen Grobheiten die Augen zuzudrücken.

Franz Ulrich

The Man Who Would Be King (Der Mann, der König sein wollte)

Grossbritannien 1974. Regie: John Huston (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/117).

John Huston hat es hierzulande nach wie vor schwer; auch «Fat City» und «The Life and Times of Judge Roy Bean» haben daran wenig geändert. Man sieht offenbar stets nur einzelne Filme; der Autor existiert nicht. Und dabei könnte man sich kaum ein Werk vorstellen, das persönlicher und für Huston typischer wäre als dieser erfrischend-virtuose «The Man Who Would Be King». Nicht umsonst hat Huston diese glänzende Novelle von Rudyard Kipling, die 1887 gedruckt wurde, 20 Jahre lang mit und in sich herumgetragen. Der 70jährige John Huston ist somit nicht nur einer der berühmtesten, sondern auch einer der verkanntesten Regisseure des heutigen Films. Natürlich hat man von ihm den «Schatz in der Sierra Madre» und «Key Largo» gesehen; selbstverständlich kennt man «The Maltese Falcon», «African Queen» und «The Mackintosh Man». Aber allenthalben scheint man die Einzigartigkeit dieses Autors, die Geschlossenheit seines Werkes zu vergessen.

Huston hat sich stets als Dichter des Abenteuers und der Freundschaft bewiesen; stets hat er hinter seiner unvergleichlichen Fabulierkunst und humoristischen oder glatten Oberfläche ernste Themen durchschimmern lassen. Es hat bis heute auch nie an Versuchen gefehlt, Huston beizukommen: Etwa indem man ihn im Archiv der Klischees schubladisiert. Doch Huston ist – wie hier – immer unterwegs. Er liebt das Neue, den Wechsel, das Spiel und die Maske. Reisen ist für ihn Leben, Abenteuer und Gralssuche zugleich. «Abenteurer ist, wer zuerst sein Haus verlässt und der darauf alle Formen und Regeln aufgibt, um etwas zu suchen, das einen Wert an sich hat» (Huston).

Leben und Tod

Derartige Abenteurer sind hier nun Sean Connery und Michael Caine: zwei abgemusterte Soldaten, die sich von der Rückkehr in die bürokratische Enge des Zivillebens nichts versprechen. Als wurzellose Aussenseiter, wie sie Huston stets geliebt hat, wollen sie in den abgelegenen Osten Afghanistans ziehen, ins noch kaum berührte, legendäre Kafiristan. Erneut interessiert Huston in diesen Menschen sein eigener Schatten; erneut beobachtet er die Entwicklung des auf sich Gestellten, selbst wenn

sich diese Entwicklung in der Tragödie vollzieht. Nicht umsonst hält Huston den (allerdings nicht immer überzeugenden) Sean Connery an, in seiner – Hustons – Art zu sprechen und zu agieren: Da verrät sich der Huston aus «Man in the Wilderness», wo er als Noah des Wilden Westens seine Arche auf Rädern durch die Steppe zieht; da erkennt man den Huston aus «Judge Roy Bean», wo er als unverwüsthliches Bohnenross mit seinem auseinanderfallenden Pionierkarren aufkreuzt und sein eigenes Grab schaufeln will.

Doch bevor es auch hier zu einem analogen Grab kommt, erfinden die beiden Ex-Soldaten und Abenteurer ihr Leben jeden Tag aufs neue; mit Unerschrockenheit und – wenn's sein muss – mit Gewalt und Bluff schlängeln sie sich durch alle Schwierigkeiten. Durch heißen Sand und ewigen Schnee, durch Menschengewimmel und unberührte Einöden, durch reissende Flüsse und über unendliche Gletscherschründe kommen sie ihrem fernen Ziel näher. Bis sie sich, von Eis und Schnee umgeben, von der Welt abgeschnitten, dem Tod ausgeliefert glauben.

Die Grenzüberschreitung

Hier nun ziehen sie Bilanz: Hat sich das Leben gelohnt? Nun, die Welt, so sagen sie sich, haben sie nicht verbessert. Niemand wird sie beweinen. Und besonders viel Gutes haben sie auch nicht getan. Aber sie haben Welten gesehen, die nur wenige kennen. Sie haben wirklich gelebt: Und wer kann das schon von sich behaupten? Sie brechen in ein homerisches Lachen aus, und dieses befreiende Lachen vor dem vermeintlichen Tod löst eine Gewaltlawine aus: Die zuvor unüberwindbare Gletscherspalte füllt sich auf, und die Beiden erreichen ihr Kafiristan. Dort unterwerfen



sie die sich bekämpfenden Volksgruppen, und Sean Connery wird zum König und Gott in einem.

Was bringen die zwei Engländer nun dem Volk jenseits von Zivilisation und Moderne? Augenzwinkernd meint Huston: Sie bringen englische Gepflogenheiten, die an sich schon nahezu göttlich sind. Und sie bringen das schönste Handwerk auf Erden: soliden Soldaten-Drill. Aber sie sorgen auch für Frieden, Einheit. Connery wird ohne viel eigenes Zutun zum ersten König seit über zweitausend Jahren. Dadurch aber ist zugleich etwas Entscheidendes geschehen: die fatale Grenzüberschreitung, nach der die Beiden den Fortgang ihres Abenteuers nicht mehr zu kontrollieren vermögen. Sie sind zu weit gegangen.

Die erste Grenzüberschreitung war jene im Hochgebirge: Wo die Beiden abschreckende Götterbilder von Kafiristan verbrannten und dank der wundersamen Lawine den Tod überlisten konnten. Alles, was nachher folgte, bis hin zum düsteren Schluss, wirkt wie ein Traum, unreal, geisterhaft. Der zweiten Grenzüberschreitung begegnet Huston mit betonter Sympathie und Ernst: Connery beginnt an seine königliche Aufgabe zu glauben. Er widersteht den Plänen Caines, die geheimen Riesenschätze zu plündern und mit unbezahlbaren Edelsteinen zurück nach England zu ziehen. Für Connery werden die Zufälle zu Zeichen: Er amtiert als unabhängiger, sozial gerechter und strenger Richter und Gesetzgeber; er will Verantwortung tragen und aus Kafiristan eine glückliche Nation mit Zukunft formen. Gleichzeitig aber will er seiner weltlichen Neigung nicht abschwören: Er wünscht sich eine Frau.

Verschollene (Kino-)Welt

Doch die falsche Selbsteinschätzung, die Verkennung der Realitäten und lebendigen Mythen – d. h. die ganze Exotik des exotischen Films – rächt sich. Das Unternehmen endet im Fiasko; die beiden Abenteurer erfahren ein schreckliches Ende. Connery, der die Grenzen zweifach überschritten hat, akzeptiert – einsichtig wie Huston? – den Tod. Caine findet – mehr als Geist denn als realer Mensch – zurück zur Rahmen-erzählung, zum Schriftsteller Kipling, der als Urheber dieser Figuren und so auch von deren Schicksal amtiert. Huston erzählt diese Geschichte wie ein Märchen für Erwachsene, entspannt, mit Ironie und viel Spass an der Sache. Er versteht es, mit sparsamen Mitteln grösste akustische und optische Wirkung zu erzielen, ein packendes Klima zu schaffen. Gleichzeitig scheut er sich auch nicht vor dem Monumentalen. Wo man als Zuschauer drauf und dran ist, die Wirklichkeitsferne dieser Geschichte zu entdecken, zeigt Huston immer wieder schelmisch die unfassbare Landschaft: Und die ist echt.

Huston, der «Rhetoriker des Scheiterns», der «Moralist der Anstrengung» und «Dichter des Abenteuers», zeigt auch hier, dass er sich weniger für den Misserfolg als für den Weg interessiert, auf dem er erfolgt. Erneut wird die Suche zum Leben selbst und zum Sinn dieses Lebens; das Misslingen seinerseits steht in direktem Zusammenhang mit Fehlern, die man auf diesem Weg begeht. Gewiss zählen Caine und Connery zu jenen Figuren Hustons, die vom Unglück angezogen werden wie von einem Stern, den man für eine irdische Behausung hält. Aber auf eine Geschichte vom bestraften Hochmut lässt sich dieser Film nicht zurechtstutzen, wenn auch das Abenteuer zum Mittel der Selbsterfahrung wird.

Huston ist auch hier ein Neugieriger geblieben, der an alles rührt, ein rastloser Wanderer, der sich doch nach Ruhe und Frieden sehnt. Und man hört und sieht ihm mit stets wachsendem Vergnügen zu: Da verfügt einer über eine Fabulierkunst und ein verstecktes Wissen, wie man es heute im Kino kaum noch antreffen kann. Aus dem Prosaischen macht dieses Bohnenross Huston ein Gedicht; er verbindet spielend und oft auch spielerisch Tragik und Komik, Hier- und Abwesend-Sein, Wirklichkeit und Erträumtes. Sein Abenteuerepos mit märchenhaften Zügen belebt fast schon verschollene Welten; es strahlt eine fast subversive Frische aus, die weit über diese an sich schon höchst beglückenden Kinostunden hinaus weiterwirkt.

Bruno Jaeggi

Monty Python and the Holy Grail (Die Ritter der verrückten Tafelrunde)

Grossbritannien 1974. Regie: Terry Jones und Terry Gilliam (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/118)

Vielversprechend der Vorspann: Er wimmelt von Fehlern, Entschuldigungen, unpassenden Angaben; ständig ist von irgendwelchen Elchen die Rede, der fehlbare Korrektor wird entlassen, der Ersatzkorrektor sabotiert jedoch aus Solidarität mit seinem Vorgänger die Arbeit und wird ebenfalls entlassen usw. Es dürfte einer der witzigsten Vorspanne der ganzen Filmgeschichte sein. Die Zuschauer haben ihren hellen Spass daran, aber was folgt, ist leider nur halb so lustig. Die Monty-Python-Gruppe hat mit ihrer von der BBC ausgestrahlten Fernsehserie «Monty Python's Flying Circus» und ihrem ersten Film «And Now For Something Completely Different» im angelsächsischen Sprachraum Furore gemacht. Sie pflegt ein von den Comics beeinflusstes, chaotisches Nonsense-Theater.

In ihrem zweiten Film nun parodiert Monty Python die stolzen und tapferen Ritter von König Artus Tafelrunde und ihr Suchen nach dem Heiligen Graal. Mit Entlehnungen von «Hellzapoppin» bis Mel Brooks wurde ein Sammelsurium von Gags, Aberwitz, Frechheit, Anachronismen und grotesken Einfällen zusammengemixt. Es ist eine wilde Persiflage auf mittelalterliches Rittertum, Hexenverfolgung, überspanntes Heldentum, übertriebene Heldenverehrung und manieristisches Verhalten. König Artus und sein Knappe ähneln den nach Schottland verschlagenen Don Quijote und Sancho Pansa. Hübsch der Einfall, den König ohne Ross traben zu lassen, während der Knappe mit einer ganz und gar unzeitgemässen Kokosnuss den Hufschlag mimt. Aber nach ungefähr dem zwanzigsten Mal ist auch dieser Gag total zu Tode geritten. Gewiss sind Szenen wie jene mit dem feigen Robin Hood oder mit dem ein ganzes Artilleriefeuerwerk demonstrierenden Zauberer Merlin einigermassen originell, aber dazwischen findet sich allerhand Läppisches, Fades, machen sich Wiederholungen, tote Stellen und auch grobe Geschmacklosigkeiten breit. Die Einfälle werden allzu ziellos durcheinander geschleudert, und dem ganzen chaotischen Unsinnstreiben fehlt eine dramaturgisch dosierende Struktur. Die Gagmaschinerie läuft immer wieder leer, weil die Ritterwelt des Königs Artus und seiner Helden, unter denen Lancelot und Galahad hervorragen, nicht als zu parodierende Substanz in ihrer ganzen legendenhaften und geistigen Grösse ernstgenommen wird, sondern als Steinbruch für eine ziellose, anarchistische Groteskkomödie im Stile der «Crazy Comedy» erhalten muss. Weniger wäre vielleicht auch hier mehr gewesen.

Franz Ulrich

Hustle (Strassen der Nacht)

USA 1975. Regie: Robert Aldrich (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/115)

Das tote Mädchen am Strand: «Selbstmord», teilt der Gerichtsmediziner mit. Burt Reynolds von der Mordabteilung glaubt's gerne, die verfluchten Leichen stehen ihm bis zum Hals – nur die schlauen Zuschauer mutmassen anders. Der Cop hat recht. Noch im Leichenschauhaus wird er vom empörten Vater des Mädchens niedergesteckt. Dieser wird von Ben Johnson gespielt, der so wieder zum voraus in der Rolle des Verlierers steckt und ein bisschen konfus mit Schmerz, Zorn und Hilflosigkeit hantieren muss. Eileen Brennan ist seine schweigsame Frau, von der man annehmen darf, sie sei im Leben still geworden. Im Film wird dieses Paar etwa so vorgestellt: «Ist der Vater des Mädchens jemand?» fragt Ernest Borgnine als Oberinspektor hinter seiner Schreibtischinsel, und Burt Reynolds, schon unter der Tür: «Nein, niemand.»

Der Bösewicht hat eine weisse Weste an: Er sonnt sich mit dem Call-Girl Catherine Deneuve auf seiner Jacht, telephoniert zur vereinbarten Zeit von einer Kabine in Los Angeles seinem Krethi in einer Kabine in Akron, Ohio, um zu hören, wie dort die Limousine von ein paar missliebigen Typen vom Kartell in die Luft fliegt, und wird vom freundlich lächelnden Eddie Albert gespielt. Burt Reynolds fängt, schon damit Ben Johnson in seiner Verzweiflung nicht Amok läuft, auch an, sich zu wundern, was dieser Lump mit dem toten Mädchen zu schaffen hatte. Und dann hat er diese Romanze mit dem Call-Girl; er liebt es und bekommt davon ein heilloses Kopfweg. Catherine Deneuve ist eine schneeweisse, elfenhafte Hure, die ihre Kundschaft schon durchs Flüstern in die Telephonmuschel betört, während Burt Reynolds sich auf dem Balkon das Whiskyglas vollgiesst und auf die nächtliche Grossstadt hinunterstarrt, die den Mief und das Miasma absondert, in dem das Verbrechen floriert und das schlechte Leben. Hier ist, was der Detektiv herausbekommt: Das tote Mädchen war eine Stripperin in einem Klub am Sunset Boulevard, sie spielte in billigen Pornofilmen, sie war eines der Mädchen von Eddie Albert, dieses Königs der schäbigen Geschäfte. Das kostet diesen das Leben. In seiner Villa in Pasadena erschießt ihn Ben Johnson mit einem Revolver, den er für ein paar hundert Dollars bei einem Pfandleiher gekauft hatte. Und so kommt Burt Reynolds zu seiner kleinen Heldentat, er arrangiert die Mordszene ein wenig um und rettet dem armen Mörder den Kragen, Notwehr ist's jetzt gewesen. Und um den Schluss rund zu machen, muss er in der letzten Szene selbst einen sinnlosen Tod sterben.

Um einen miesen Abend zu verschönern, reicht Robert Aldrichs neuer Film noch gut aus. Mir hat sein letzter Film, «The Mean Machine», in dem auch Burt Reynolds zu sehen war, besser gefallen. Dort und jetzt und schon früher zeigt sich Aldrichs Hang zu einem unglücklichen Ende, vielleicht weniger aus Pessimismus als aus dem Drang, nach all der Aufregung und Spannung die Zuschauer auch noch zu Tränen rühren zu wollen. «Hustle» ist auf seine beiden Stars zugeschnitten und die ausgezeichneten Schauspieler in den Nebenrollen machen einem doch mehr Freude als Burt Reynolds, der ohne Brio spielt. Die Liebesgeschichte vom harten Mann, der mit einer Dirne zusammenlebt, gibt eine gute Parallelhandlung zu den Aktionssequenzen in der andern käuflichen Welt; das Drehbuch, wenn es auch fast zu viel will, ist besser, als was zuletzt optisch herauschaut. Robert Aldrich, der auch produziert hat, ist an seiner eigenen Schludrigkeit gescheitert, einen wirklich kommerziellen Film zu machen. Mehr will er zum Glück ohnehin nicht. Markus Jakob

Anna Karenina

Sowjetunion, 1974. Regie: Margarita Pilichina (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/92)

Das Moskauer Bolschoi-Theater feiert in diesem Jahr sein 200jähriges Bestehen. Das in Frankreich geschaffene klassische Ballett hat hier eine Fortsetzung und Bereicherung erfahren, die wegweisend geworden ist. Immer wieder ist es gelungen, die gegebenen Grundelemente des klassischen Balletts neu zu füllen und aus der Erstarrung in schöpferische Bereiche zu führen, sei es durch Meisterchoreographen, sei es durch überragende Solisten.

Nicht zum erstenmal wird eine Aufführung des Bolschoi-Balletts als Film exportiert, und doch liegen die Verhältnisse für «Anna Karenina» nach dem Roman von Leo N. Tolstoi etwas anders, handelt es sich doch bei diesem Ballett, zu dem Rodion Schtschedrin die Musik komponiert hat, nicht um einen Kulturfilm, um die Aufzeichnung einer Aufführung und damit die Übertragung der Bühne auf die Leinwand, sondern um ein Werk mit ebenso grossen kameratechnischen wie tänzerischen

KURZBESPRECHUNGEN

36. Jahrgang der «Filmbereiter-Kurzbesprechungen» 21. April 1976

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM-FILMBERATER. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

Alice in Wonderland (Alice im Wunderland) 76/106

Regie: Walt Disney; Buch: Winston Hibler, Bill Peet u. a., nach dem gleichnamigen Buch von Lewis Carroll; Kamera: Mac Stewart, Tom Codrick, Charles Philippi u. a.; Musik: Oliver Wallace; mit den Stimmen von Ed Wynn, Sterling Holloway, Verna Felton, Bill Thompson, Richard Haydn u. a.; Produktion: USA 1951, Walt Disney, 75 Min.; Verleih: Parkfilm, Genf.

Die 1951 entstandene Verfilmung des berühmten englischen Kinderbuches von Lewis Carroll gehört zu den gelungensten Werken aus der Disney-Produktion. Zwar vermag der Film den besonderen Reiz der Vorlage, die auf der Struktur der englischen Sprache beruhende Verknüpfung von Unsinn und Tiefsinn, bei weitem nicht auszuschöpfen, doch wurde einiges von der märchenhaften Phantastik, Skurrilität und Poesie in der optischen Realisierung kongenial nachempfunden.

→ 8/76

K★

Alice im Wunderland

L'alpagueur (Der Greifer) 76/107

Regie und Buch: Philippe Labro; Kamera: Jean Penzer; Musik: Michel Colombier; Darsteller: Jean-Paul Belmondo, Bruno Cremer, Jean Negroni, Patrick Fierry u. a.; Produktion: Frankreich 1976, Cerito Films, 95 Min.; Verleih: Idéal Film, Genf.

Jean-Paul Belmondo spielt den ehemaligen Grosswild- und heutigen Menschenjäger (unter Eingeweihten «Greifer» genannt), der für Bosse und Minister und viel Geld Dreckgeschäfte erledigt. Die Jagd nach einem psychopathischen Bankräuber, der seine Zeugen kalt zu liquidieren pflegt, wird zur Prestigeangelegenheit, in der der Greifer siegt. In der Anlage zu kompliziert und in der Situierung der Charaktere zu oberflächlich geratener Krimi. Flaue Gags und die vielen Toten tragen auch nicht gerade zu einem besseren Eindruck bei.

E

Der Greifer

Le bon et les méchants 76/108

Regie, Buch und Kamera: Claude Lelouch; Musik: Francis Lai; Darsteller: Marlène Jobert, Jacques Dutronc, Bruno Cremer, Brigitte Fossey, Jacques Villeret, Jean Pierre Kalfon, Serge Reggiani u. a.; Produktion: Frankreich 1975, Les Films 13/Claude Lelouch, 127 Min.; Verleih: Distributeur de Films, Genf.

Gescheit und witzig verflechten sich die Fäden einer Gaunergeschichte auf dem Schauplatz des geteilten Frankreich um 1940. Besetzer und Besetzte, Polizei und kleine Gangster, Kollaborateure, Gestapo oder Widerstandskämpfer: Wer ist «der Gute», wer «die Bösen»? Im Brauton alter Photographien gehalten, stellt Claude Lelouch anhand einer Ausnahmesituation Zufall und Heldentum, Gut und Böse in Frage und geht mit diesem klug aufgebauten Film einen Schritt über bloss oberflächliche Unterhaltung hinaus.

E★

TV/RADIO-TIP

Samstag, 24. April

10.00 Uhr, DRS II

 **Die gar köstlichen Folgen einer missglückten Belagerung**

Aus vielen historischen Dokumenten hat Franz Hiesel eine höchst anschauliche Hörspiel-Lektion über den Aberwitz des Krieges zusammengestellt – abgehandelt am Beispiel der berühmten Türkenbelagerung von Wien im Jahre 1683 (Zweitsendung: Sonntag, 25. April, 21.00 Uhr).

17.15 Uhr, ARD

 **... und meine kranken Nachbarn auch**

Zwischen 800 und 1500 Betten muss ein hauptamtlicher Krankenhauseelsorger täglich betreuen. Dieses Arbeitspensum entspricht dem einer Grossstadt-Pfarrei von etwa 30000 Gläubigen. Der Film zeigt an einigen Beispielen die Situation der Krankenhauseelsorge, ihre Ausbildung und ihre Tätigkeit, und macht sich Gedanken über Neuansätze der seelsorgerischen Arbeit auf den Krankenstationen.

20.20 Uhr, DSF

 **Titanic**

Spielfilm von Jean Negulescu (USA 1953), mit Clifton Webb, Barbara Stanwyck, Richard Basehart. – Die Tragödie der «Titanic», bei deren Untergang am 15. April 1912 1500 Menschen den Tod fanden, hat mehrmals den Stoff zu dramatischen Filmgeschichten geliefert, zumal der Totentanz auf dem Meer so etwas wie symbolische Bedeutung hat: In ihrem Vertrauen zur Technik und in ihrer Vergnügungssucht haben die Passagiere des Luxusdampfers die drohende Gefahr viel zu spät erkannt. In Negulescos Film wird die Schiffskatastrophe zum Hintergrund für eine ebenso dramatische wie rührende Liebes- und Ehegeschichte.

Sonntag, 25. April

10.00 Uhr, DSF

 **Fakten – Zeugnis – Einwände**

Der «Schöpfungsauftrag» der Bibel an den Menschen ist fragwürdig geworden: Die Menschen überfüllen die Erde, plündern sie

aus und zerstören damit die eigene Existenzgrundlage. Was sie gemacht haben, macht sie selbst untertan. Ist dies der Schöpfungsauftrag? Welches Verhältnis haben wir zur Natur? Ist sie nur eine Sache, die man benutzt und nichts weiter? Diesen Fragen geht die Sendung «Macht euch die Erde untertan» in der Reihe «Fakten – Zeugnis – Einwände» im ersten Teil nach (Zweitausstrahlung: Dienstag, 27. April, gegen 22.30 Uhr). Als Einführung dient ein Kurzfilm. Anschliessend befragen Dr. Anne-Marie Holenstein und Peter Schulz den reformierten Pfarrer Dr. Eduard Wildbolz aus Bern. Die Zuschauer können ihre Ansicht wieder schriftlich äussern zuhanden des zweiten Teils der Sendung, der am Sonntag, dem 9. Mai, um 10.00 Uhr, ausgestrahlt wird, und zwar an folgende Adresse: Schweizer Fernsehen, Ressort Religion/ Sozialfragen, Postfach, 8052 Zürich.

19.30 Uhr, DRS II

 **Erfahrungen mit Gott heute**

Die Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Schulung (AKS) erarbeitet jedes Jahr ein Thema, zu dem im Rahmen der Erwachsenenbildung der reformierten Kirche an verschiedenen Orten Kurse durchgeführt werden. Das Thema des letzten Jahres lautete: «Unterwegs zu Erfahrungen mit Gott.» Neben theologischer Information spielte der Erfahrungsaustausch zwischen Kursteilnehmern eine wichtige Rolle. Die Sendung von Paul Brigger in der Rubrik «Welt des Glaubens» ist aus diesen Kursen herausgewachsen.

21.45 Uhr, DSF

 **Augenblick der Erinnerung**

«Die Erde war ihm Sprungbrett seiner triumphierenden Kräfte. Er flog empor wie ein Adler, wie ein Pfeil, der vom Bogen geschossen wird. Er durchquerte die Bühne wie ein Blitz, und kaum dass er sich umgewandt hatte, war er wieder über uns wie der Donnerschlag.» Diese Worte stammen von Paul Claudel, und sie wurden im März 1927 geschrieben, zu einem Zeitpunkt, wo Vaslav Nijinsky, der «Gott des Tanzes», nach einer glanzvollen, vor allem mit dem Namen der von Diaghilev ins Leben gerufenen Ballets Russes verbundenen Karriere bereits ein

Combat Killer (Höllenkommandos der Dschungel)

76/109

Regie und Buch: Ken Loring; Kamera: Mars Rasca; Musik: Pepe Merto; Darsteller: Paul Edwards, Marlene Dauden, Leopoldo Salcedo, Ken Metcalf, Vic Silayan, Claude Wilson, Kim Ramos u. a.; Produktion: USA/Philippinen 1969, Cinema East/Ken Loring, 97 Min.; Verleih: Neue Interna Film, Zürich.

Im Zweiten Weltkrieg führt ein unfähiger Oberst seine Truppe in einen Hinterhalt japanischer Verbände. Unfähig ist hier nicht nur der Oberst, sondern auch der Regisseur, dessen dilettantisch inszeniertes Kriegsspiel aus Rauch und Flammen, Helden und Superhelden nur seine beschränkte Distanz zum Dargestellten unterstreicht.

E

Höllenkommandos der Dschungel

Les douze travaux d'Asterix (Asterix erobert Rom)

76/110

Regie, Buch und Gestaltung: René Goscinny und Albert Uderzo; Mitarbeit und Beratung: Pierre Tchernia; Musik: Gérard Calvi; Produktion: Frankreich 1975, Dargaud/R. Goscinny/Studio Idéfix, 82 Min.; Verleih: Monopole-Pathé, Genf.

Um ein erfolgreich Widerstand leistendes gallisches Nest zu unterwerfen, verlangt der grosse Julius Caesar von den Einwohnern die Erfüllung von zwölf ihm unlösbar scheinenden Aufgaben. Doch bewältigen Asterix und Obelix nicht nur die kniffligen Aufgaben wie weiland Herkules mit Bravour, sondern kolonisieren mit ihrem Clan auch noch das mächtige Rom. Wenn auch der mit Anachronismen und Anspielungen auf die heutige Zeit durchsetzte Zeichentrickfilm nicht ständig ins Schwarze trifft, so bietet er doch amüsante Unterhaltung. Höhepunkte sind etwa die Parodien auf den zeitlosen Bürokratismus und die Fernseh-Waschmittelreklame. Der aktionsreichen, wirbligen Handlung wegen für Kinder besser erst ab etwa 8 Jahren.

→ 8/76

K*

Asterix erobert Rom

The Downhill Racer (Schussfahrt)

76/111

Regie: Michael Ritchie; Buch: James Salter; Kamera: Brian Probyn; Musik: Kenyon Hopkins; Darsteller: Robert Redford, Gene Hackman, Camilla Sparvy, Joe Jay Jalbert, Kathleen Crowley; Produktion: USA 1969, Wildwood International/Richard Gregson, 102 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Wie man das moralisierende Aufbaukino der fünfziger in die sechziger Jahre überträgt: Ein junger, hitzköpfiger Skirennfahrer lernt aus verschiedenen Ereignissen, die Ratschläge der Vorgesetzten anzuerkennen und sich in die Gemeinschaft des Teams einzufügen. Michael Ritchies Erstling enthält zwar einige gute, auf dokumentarischer Basis gedrehte Szenen, doch fehlt dem Film eine tragfähige Handlung. Die einzelnen Elemente der Geschichte erweisen sich ohne inneren Zusammenhang, weshalb der moralisierende Unterton noch aufdringlicher wirkt.

E

Schussfahrt

L'éducation amoureuse de Valentin (Valentins Liebeserziehung) 76/112

Regie und Buch: Jean l'Hôte; Musik: Jean Prodromides; Darsteller: Paul Meurisse, Bernard Menez, Gila von Weitershausen, Michel Robin, Maurice Risch, Maria Luisa Ponte u. a.; Produktion: Frankreich 1974, 91 Min.; Verleih: Monopole-Pathé, Genf.

Ein alter Charmeur von Vater will seinem schüchternen, linkischen Sohn zu einer Frau verhelfen und verführt dabei selbst das junge Mädchen. Leichtgewichtige, oberflächliche und die Personen überzeichnende Komödie, die den delikaten Stoff auf etwas dümmliche und völlig ungläubwürdige Weise behandelt.

E

Valentins Liebeserziehung

Jahrzehnt im Zustand geistiger Umnachtung dahindämmerte. Petr Weigls «Hommage à Nijinsky» ist keine Dokumentation mit biographischen Fakten, sondern der Versuch, die Erinnerung an einen Künstler heraufzubeschwören, der längst zum Mythos, zur Personifizierung des männlichen Tanzes geworden ist.

21.45 Uhr, ARD

Der Staat des Papstes

Mit dem Filmbericht blickt das Fernsehen erstmals ausführlich hinter die hohen Mauern, die den 44 Hektar kleinen Vatikanstaat hinter der Peterskirche in Rom umgeben. Die beiden Autoren Wilhelm Bittorf und Artur Müller und Kameramann Hans Schalk schildern Arbeit und Atmosphäre in den Dienststellen der Kurie – von der Telefonzentrale bis zum mächtigen «Staatssekretariat», das dem Papst unmittelbar zur Seite steht bei der Leitung der Weltkirche und damit das eigentliche Macht- und Nervenzentrum des Vatikans bildet.

Montag, 26. April

20.30 Uhr, DRS II

Martin Buber – wer ist das?

In der Sendung befasst sich Wolf-Dieter Gudopp mit einigen wenig bekannten Aspekten im Leben Martin Bubers. Wem ist bewusst, dass Buber mit Gustav Landauer und Erich Mühsam, zwei markanten Persönlichkeiten der Münchner Räterepublik von 1919, nicht allein befreundet war, sondern dass er deren spontanem Sozialismus nahestand? Dass Bubers Denken zeitlebens um einen allumfassenden Sozialismus kreiste? Dass er Israel nicht als «Judenstaat mit Kanonen, Flaggen, Orden» sah, sondern als ein «demokratisches Palästina», in dem Juden und Araber «innerhalb eines friedlichen und gerechten Rahmens gemeinsam leben»?

21.15 Uhr, ZDF

Gates to Paradise (Die Pforten des Paradieses)

Spielfilm von Andrzej Wajda (Großbritannien 1967), mit Lionel Stander, Matthieu Carrière, Pauline Challoner. – Das Thema dieses nach einem Roman von Jerzy Andrzejewski gedrehten Films ist der Kinder-

kreuzzug im 13. Jahrhundert. Getrieben von einem fanatischen Glauben, geht eine Gruppe Menschen unbeirrbar voran, obwohl schon der Ausgangspunkt ihres Weges sich als falsch erwiesen hat. Dem blinden Glauben an Ideologien und falsche Ideale stellt das polnische Autorenteam in der Gestalt eines Mönchs die Stimme der Vernunft entgegen, die jedoch ungehört verhallt. Es scheint nicht abwegig, die Zielrichtung dieser skeptischen Bilanz nicht im 13., sondern im 20. Jahrhundert zu vermuten, den Kinderkreuzzug als eine Parabel für Erscheinungen der Gegenwart zu verstehen.

Mittwoch, 28. April

10.00 Uhr, DRS I

Die sechste Schweiz

Mit einer thematisch weit gefächerten Sendung startet das neue, einstündige Magazin «Die sechste Schweiz – Ausländer unter uns» von Eva Eggli. Die Rubrik – alle sechs Wochen zu hören – will der Darstellung ausländischer Eigenart ebenso wie der Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen zwischen Ausländern und Schweizern Raum geben. In weiteren Sendungen sind für dieses Jahr folgende Themenkreise vorgesehen: die ausländische Frau, der Ausländer in unseren Paragraphen, Sprachförderung: wichtige Voraussetzung für die Integration, Mitwirkung der Ausländer in Staat und Gesellschaft, Asylpolitik der Schweiz während der beiden Weltkriege, der politische Emigrant: zum Beispiel Lenin.

21.45 Uhr, ARD

Die gespaltene Nation

Frankreich ist, wie seit Jahren alle Wahlen zeigen, in zwei gleich starke Lager gespalten. Einig sind beide darüber, dass zuviel Ungleichheit eine wichtige Ursache der Spaltung ist. Uneinig sind sie darüber, ob Revolution oder Reformen, Klassenkampf oder konzertierte Aktion, das Übel heilen. «Aber das ist nur der Ausgangspunkt unseres Berichtes», sagt Ernst Weisenfeld. «Wir wollten keine politische Aktualität aufarbeiten, sondern zeigen, was hinter der täglichen Fassade steckt: Die unsozialen Seiten der Führungsauslese, die Ungleichheit in Geburt und Tod, die Spannweite der sozialen Skala, die hochgezüchteten Formen auf der einen Seite, der Proletarierstolz auf der anderen.»

Framed (Ein Mann nimmt Rache)

76/113

Regie: Phil Karlson; Buch: Mort Briskin, nach einem Roman von Art Powers und Mike Misenheimer; Kamera: Jack A. Marta; Musik: Pat Williams; Darsteller: Joe Don Baker, Conny van Dyke, Gabriel Dell, John Marley, Brock Peters u. a.; Produktion: USA 1974, M. Birskin, 105 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Ein bulliger Spieler, der durch ein Komplott korrupter Politiker Freiheit und Vermögen verliert, rächt sich nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus an den Schuldigen. Der brutale Krimi rechtfertigt das Faustrecht, indem er die legale Gewalt als total korumpiert darstellt.

E

Ein Mann nimmt Rache

The Hindenburg (Die Hindenburg)

76/114

Regie: Robert Wise; Buch: Nelson Gidding, Richard Levinson und William Link, nach dem Buch von Michael M. Mooney; Darsteller: George C. Scott, Anne Bancroft, William Atherton, Roy Thinnes, Gig Young, Burgess Meredith u. a.; Produktion: USA 1975, Robert Wise/Filmakers Group/Universal, 120 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

Am 6. Mai 1937 ging das deutsche Luftschiff «Hindenburg» nach einer Atlantiküberquerung bei seiner Landung in Lakehurst (New York) innert weniger Sekunden in Flammen auf, wobei 36 Menschen ums Leben kamen. Robert Wise hat versucht, die Vorgeschichte und Ursachen der nie geklärten Katastrophe zu rekonstruieren, indem er von der Hypothese einer gegen das Naziregime gerichteten Sabotage-Aktion ausgeht. Auf übertriebene Spekulationen und Sensationen wurde glücklicherweise verzichtet, allerdings hat man dafür auch beträchtliche Langeweile in Kauf zu nehmen. – Ab etwa 14 möglich.

J

Die Hindenburg

Hustle (Strassen der Nacht)

76/115

Regie: Robert Aldrich, Buch: Steve Shagan; Kamera: Joseph Biroc; Musik: Frank De Vol; Darsteller: Burt Reynolds, Catherine Deneuve, Ben Johnson, Eileen Brennan, Paul Winfield, Ernest Borgnine, Eddie Albert, Jack Carter u. a.; Produktion: USA 1975, R. Aldrich für Paramount, 118 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

Das tote Mädchen am Strand, Burt Reynolds als Cop, Catherine Deneuve als Call-Girl, «Hustle» als heisses Spiel um den beliebten Bodensatz und das Miasma, das der grossen Stadt so eigen ist. Der Film ist ein einziges Zitat in durchschnittlicher Ausführung und befriedigt die Bedürfnisse der Zuschauer nie recht, aber sämtliche Schauspieler wären gut, und vielleicht kann man sich an der schwierigen Romanze des steinharten Polizisten und der elfenhaften Hure freuen. Es geht um die Aufklärung eines schon aufgeklärten Falles. → 8/76

E

Strassen der Nacht

Il pleut sur Santiago

76/116

Regie: Helvio Soto; Buch: H. Soto und Georges Conchon; Kamera: Georges Barsky; Musik: Astor Prazzolla; Darsteller: Jean-Louis Trintignant, Bibi Andersson, Laurent Terzieff, Nicole Calfan, Annie Girardot u. a.; Produktion: Frankreich 1975, Films Marquise, 113 Min.; Verleih: Idéal-Films, Genf.

September 1973: Durch einen Militärputsch wird in Chile die Aera Allende brutal abgebrochen. Der Präsident findet den Tod. Der Film umfasst die Stationen vom Beginn der militärischen Aktionen bis zu den Folterungen im Stadion und zum Tod von Nobelpreisträger Pablo Neruda. Aus geschichtlichen Fakten wird jedoch eine allzu oberflächlich sentimentale, von Panzern, Tango und Zeitlupentod bestimmte Polit-Operette, welche nicht dazu geeignet ist, das politische Bewusstsein zu fördern, sondern in ihrer Wirkung etwa einem Napoleon-Film entsprechen dürfte. Als Diskussionsfilm ab 14 Jahren möglich. → 9/76

J

Donnerstag, 29. April

20.20 Uhr, DSF

 **Houseboat** (Hausboot)

Spielfilm von Melville Shavelson (USA 1958), mit Cary Grant, Sophia Loren, Martha Hyer. – Ein von seiner Familie getrennter Regierungsbeamter sucht nach dem Tode seiner Frau Kontakt zu den Kindern. Es hilft ihm eine muntere Italienerin, die er schliesslich heiratet. Mit Kinderpsychologie kräftig angehauchte, gefällig-spasshaft Unterhaltung.

22.25 Uhr, DSF

 **Lyrrik und Musik**

Drei junge Schweizer Musiker haben Heinrich Heine auf ihre Weise entdeckt. René Bardet (Rezitation, Gitarre, Perkussion), Orlando Valentini (Bass, Gitarre, Perkussion) und Andreas Vollenweider (Flöte, Saxophon, Gitarre) sind vor einiger Zeit mit einem Programm an die Öffentlichkeit getreten, das eine gelungene Synthese von Musik und Lyrrik darstellt. Dabei ist die Musik, die hier zu Heines Gedichten und Prosastellen gespielt wird, nicht als Vertonung aufzufassen – etwa im Sinne der Heine-Lieder Robert Schumanns – sondern sie soll nach Aussage der Künstler als «Katalysator» wirken, die Aufnahme der Texte «aktivieren».

Freitag, 30. April

17.30 Uhr, DRS II

 **«Sie werden Geduld und Liebe brauchen...»**

Im 18. Jahrhundert gehörte es zum Schicksal vieler Blinden, als Ausgestossene zu leben und geistig zu verkümmern. Valentin Haüy (1745 bis 1822) setzte sich mit allen Kräften dafür ein, diesen Unglücklichen eine Erziehungs- und Schulungsmöglichkeit zu geben: 1784 gründete er in der Rue Notre Dame des Victoires in Paris die erste Blindenschule der Welt. Zunächst waren es nur 12 Schüler, die den Unterricht besuchten, doch ihre Zahl wuchs rasch auf 50 und darüber hinaus. Das Werk Haüys begann zu blühen, und in den meisten Ländern Europas wurden Blindenschulen nach seinem Vorbild eröffnet.

23.05 Uhr, ARD

 **Zapis zbrodni** (Chronik eines Verbrechens)

Spielfilm von Andrzej Trzos-Rastawiecki (Polen 1974), mit Mieczyslaw Hryniewicz, Waclaw Radecki. – «Chronik eines Verbrechens», bei der Internationalen Filmwoche Mannheim 1974 preisgekrönt, ist ein dokumentarischer Spielfilm und gleichzeitig ein Kriminalfilm. Damit gehört er einem Genre an, das in sozialistischen Ländern nicht häufig vorkommt, weil das Auftreten von Kriminalität, zumal in der Form von Jugendkriminalität, sich nicht recht mit der sozialistischen Doktrin vereinbart. Dass sie trotzdem auftritt und – zumindest in Polen – auch kritisch dargestellt werden kann, zeigt dieser Film.

Samstag, 1. Mai

10.00 Uhr, DRS II

 **Was schafft dir Vatter?**

Ein Lehrer lässt im Deutschunterricht einen Aufsatz schreiben: «Der Beruf meines Vaters» und ist enttäuscht, dass die Schüler schlechte Arbeiten abliefern. Enttäuscht und ein wenig beleidigt ist auch Vater Stokker, weil sein Sohn Fredi nicht besser Bescheid weiss über seinen Beruf. – Das Hörspiel von Michael Scharang zeigt die Schwierigkeiten eines Arbeiters an seinem Arbeitsplatz, von denen oft nicht einmal die Mitglieder der Familie etwas wissen. Es weist auf die Entfremdung des Menschen von seiner Tätigkeit hin und auf die Problematik Heranwachsender, die selber vor die Berufswahl gestellt, vom Beruf ihres Vaters kaum eine Vorstellung besitzen (Zweitsendung: Sonntag, 2. Mai, 21.00 Uhr).

17.30 Uhr, ARD

 **Wild River** (Wilder Strom)

Spielfilm von Elia Kazan (USA 1960), mit Montgomery Clift, Lee Remick, Jo Van Fleet. – Geschichte der Umsiedlung einer Farmersfamilie beim Bau des grossen Tennessee-Staudamms in den dreissiger Jahren. Von den vielen menschlich interessierenden Teilaspekten, in denen sich die Regie mangels künstlerischer Zucht gelegentlich verliert, prägt sich die Tragik der von Jo Van Fleet hervorragend gespielten alten Farmerin ein.

The Man Who Would Be King (Der Mann, der König sein wollte) 76/117

Regie: John Huston; Buch: J. Huston, nach der gleichnamigen Kurzgeschichte von Rudyard Kipling; Kamera: Oswald Morris; Musik: Maurice Jarre; Darsteller: Sean Connery, Michael Caine, Christopher Plummer, Saeed Jaffrey, Karroum Ben Bouih, Jack May u. a.; Produktion: Grossbritannien 1975, 129 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.

Auch hinter diesem Abenteuerpos mit märchenhaften Zügen rührt Altmeister John Huston an seine Lieblingsthemen: an die unorthodoxe Suche nach einem Lebenssinn, an das Abenteuer, die Freundschaft und das Scheitern des Einzelnen. Er adaptiert die Kurzgeschichte Rudyard Kiplings: die Erlebnisse zweier abgemusterter Soldaten, die in ein fernes, exotisches Land Asiens ziehen, um dort ihr Glück zu machen. Hustons kaum zu übertreffende Fabulierkunst und sein sich auf den Zuschauer übertragender Spass an der Sache lassen auch durchaus ernstere Töne und Reflexionen erkennen.

→ 8/76

E★

Der Mann, der König sein wollte

Monty Python and the Holy Grail (Die Ritter der verrückten Tafelrunde) 76/118

Regie und Buch: Terry Jones und Terry Gilliam; Kamera: Howard Atherton; Musik: Neil Innes, De Wolfe; Darsteller: Graham Chapman, John Cleese, Terry Gilliam, Eric Idle, Terry Jones, Michael Palin u. a.; Produktion: Grossbritannien 1974, Monty Python/Mark Forstater und John Goldstone, 90 Min.; Verleih: Monopol Films, Zürich.

Mit den Mitteln der «Crazy Comedy» wird versucht, die mittelalterliche Sagenwelt des Königs Artus, seiner ritterlichen Tafelrunde und der Gralssuche zu persiflieren. Trotz zahlreicher grotesker Einfälle, Gags, Anachronismen und einer Portion frechem Aberwitz enthält der Film noch zu viele fade Stellen, Wiederholungen, Oberflächlichkeiten und sogar dicke Geschmacksentgleisungen, sodass an dem chaotischen Spass etliche Abstriche anzubringen sind. – Ab etwa 14 möglich.

→ 8/76

J

Die Ritter der verrückten Tafelrunde

Les onze mille verges (Die elftausend Ruten) 76/119

Regie und Buch: Eric Lipman; Musik: Michel Colombier; Darsteller: Yves Marie Maurin, Florence Cayrol, Marion Game, Jenny Arasse u. a.; Produktion: Frankreich 1975, Planfilm/Concordia/Océanic/Compagnie Française de Films, 110 Min.; Verleih: Monopole-Pathé, Genf.

Die Ausschweifungen des der Libertinage frönenden Fürsten Vibescu werden von einem seiner Nachkommen im Traume nacherlebt. Der erotische Roman «Les onze mille verges» von Guillaume Apollinaire, als Revolte gegen die bürgerliche Moral geschrieben, dient Eric Lipman als literarisches Deckmäntelchen, um die «Edelpornoszene» um einen schwülstigen Streifen mehr zu «bereichern». Eingebettet in gediegene Interieurs und Luxus soll Pornographie salonfähig werden und wirkt durch diese Verlogenheit noch abstossender.

E

Die elftausend Ruten

Rooster Cogburn (Mit Dynamit und frommen Sprüchen) 76/120

Regie: Stuart Millar; Buch: Martin Julien, nach der Novelle «True Grit» von Charles Portis; Kamera: Harry Stradling; Musik: Laurence Rosenthal; Darsteller: John Wayne, Katherine Hepburn, Anthony Zerbe, Richard Jordan, John McIntire, Strother Martin u. a.; Produktion: USA 1975, Universal, 108 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

John Wayne als eigensinniger Sheriff und Katherine Hepburn als tapfere Missionarin und Lehrerin setzen sich in einem verwegenen Abenteuer für die Sache der Gerechtigkeit ein. Ein Western der alternden Stars, die sich in der untergehenden Sonne ihres Ruhms noch einmal in jenem Lichte zeigen, das sie am besten mögen. Das Tempo der Handlung passt sich den Jahren der Hauptdarsteller an, die Landschaft ist herbstlich gefärbt. Ein wehmütiger Abschied vom Wilden Westen, wo die Guten noch gut und die Bösen böse waren. – Ab etwa 14.

J

Mit Dynamit und frommen Sprüchen

20.05 Uhr, DRS I

 **Arbeitslosigkeit gestern und heute**

In einer lockeren Konfrontation sollen Arbeiter, welche die grosse Krise der dreissiger Jahre durchgemacht haben, mit gegenwärtig Arbeitslosen über ihre unterschiedlichen Erfahrungen, Probleme und Schwierigkeiten diskutieren. Dabei sollen nicht wirtschaftstheoretische oder arbeitsrechtliche Fragen im Vordergrund stehen, sondern die vielen scheinbar kleinen Alltagsorgen und neu auftauchenden Schwierigkeiten, mit denen die von der Krise unmittelbar Betroffenen zu kämpfen haben.

Sonntag, 2. Mai

21.00 Uhr, DSF

 **Ruggles of Red Gap** (Ein Butler in Amerika)

Spielfilm von Leo McCarey (USA 1936), mit Charles Laughton, Mary Boland, Charlie Ruggles, Zasu Pitts. – Von einem englischen Lord 1905 in Paris verpöckelter Butler muss seinem neuen Herrn in den amerikanischen Westen folgen, wo er alsbald seine Dienermentalität ablegt und sich selbständig macht. Leicht verstaubte, aber immer noch ergötzliche Komödie mit Charles Laughton in einer erzkomödiantischen Glanzrolle.

21.00 Uhr, ARD

 **Mes petites amoureuses** (Meine kleinen Geliebten)

Spielfilm von Jean Eustache (Frankreich 1974), mit Martin Loeb, Ingrid Caven, Dionys Mascolo. – Anders als «Die Mama und die Hure», womit der 1938 geborene Jean Eustache bekannt wurde, ist dies ein leiser, fast wortloser Film, dessen einzige Beredsamkeit seine eindringlichen Bilder sind. Eustache verzichtet auf jede Dramatisierung, auch auf jede Romantisierung der ersten Liebe. Nichts Spektakuläres geschieht; der Film entfaltet lediglich ein sehr detailgetreues Bild der Landschaft, der Lebensgewohnheiten und der Epoche, in der ein heranreifender junger Mensch die Distanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit erfährt. Stilistisch macht Eustache dabei kein Hehl daraus, dass er bedeutende Vorbilder hat: Bresson und Renoir. (Vgl. die Besprechung in ZOOM-FB 19/75)

Donnerstag, 6. Mai

21.00 Uhr, DSF

 **Sedmi krasky** (Die kleinen Margeriten)

Spielfilm von Vera Chytilova (Tschechoslowakei 1966), mit Jitka Cerhova, Ivana Karbanova, Julius Albert. – Zwei junge Tschechinnen beschliessen, vererbt zu sein, und betätigen sich spielerisch-frech als Parasiten der Gesellschaft. Unterhaltsame und hintergründige Phantasie, die in surrealistisch inspirierter, virtuoser Manier mit der Zerstörung als befreiender und zugleich gefährlicher Kraft konfrontiert.

22.00 Uhr, ZDF

 **Bäume, Vögel und Menschen**

Vojtech Jasny ist ein Filmregisseur, der sich mit grossen Filmen einen international anerkannten Namen gemacht hat: «Wenn der Kater kommt», «Alle guten Landsleute». Eben hat er seinen ersten deutschen Spielfilm beendet, «Ansichten eines Clowns». Einmal wollte Vojtech Jasny ohne Drehbuch arbeiten und nicht nach einem strengen Drehplan, sondern «wie ein Maler arm in die Welt gehen», über alle vier Jahreszeiten hinweg mit der Kamera wie mit einem Zeichenstift ein Tagebuch aufzeichnen.

Freitag, 7. Mai

22.15 Uhr, ARD

 **Bekötött szemmel** (Den Tod vor Augen)

Spielfilm von András Kovács (Ungarn 1974), mit András Kozák, József Madaras, Sandor Horváth. – In der Endphase des Zweiten Weltkrieges wird ein junger Priester vor das Dilemma gestellt, zwischen kirchenkonformem «blindem Glauben» und eigenem Zweifel zu entscheiden. Der Film zieht den Zuschauer hinein in die Dialektik dieses Entscheidungsprozesses, lässt ihn hautnah den Wandel des Priesters nachvollziehen, obwohl sich Kovács wie in seinen früheren Filmen alles Spektakuläre schenkt und alle Konzentration auf das Innere seiner Personen richtet. Der Film ist ein Appell, blinden Glauben und blinde Gefolgschaft im Dienste jedweder Ideologie aufzugeben.

Ambitionen. Sie konkurrenzieren sich gegenseitig und verunmöglichen oft sogar das Erfassen der ballettkünstlerischen Leistung.

Und diese ist wirklich gross. Allein schon der Name Maja Plisetskaja bürgt dafür. Sie tanzt die Anna Karenina, jene Frau, die sich durch ihre Liebe in der Gesellschaft des zaristischen Russland isolierte und zugrunde gehen musste. Zur virtuosen Tanzkunst, zur absoluten Sicherheit, zur einzigartigen Beweglichkeit des Körpers kommt bei ihr eine seltene Intensität des Ausdrucks, eine fast pantomimische Klarheit und Ausstrahlung der Gestik. In ihren Spitzen, ihren Sprüngen und ihren harmonischen Bewegungslinien ist die Tradition des klassischen Balletts jung geblieben, lebendig und voller Entfaltungsmöglichkeiten. Dass das Corps und die Solistenpartner der Hauptdarstellerin eine präzise und ausgeglichene Ensembleleistung entgegenstellen und damit eine ausgeglichene, bis zum letzten Tänzer das Niveau haltende Aufführung ermöglichen, versteht sich beim Bolschoi-Ballett von selbst.

Die Choreographie von Margarita Pilichina, die auch für die Filmregie verantwortlich zeichnet, scheint denn auch darauf angelegt zu sein an einem bekannten literarischen Stoff, auf der Basis einer wenig charaktervollen, dafür üppigen Musik, Ballett zu demonstrieren. Die Erzählung wird zugunsten wirkungsvoller Bilder vernachlässigt. Die Übersicht zugunsten des Details aufgegeben. Dazu kommt eine geradezu ausser Rand und Band geratene Kamera, ein zum Selbstzweck gesteigerter Schnitt. Beispielsweise wird durch Zeitlupenaufnahmen das natürliche Verhältnis von Musik und Tanz gestört. Damit nicht genug, gelangen aber auch Gegenlichtaufnahmen, Überblendungen, Doppelbelichtungen, Zoom, Fazettierungen, Travellings und so weiter in einer Fülle zum Einsatz, die dem Gegenstand wenig angemessen ist, ja die Beziehung zum Ballett als zu einer ganz auf den Menschen und seine Bewegung bezogenen Kunst immer wieder unterbricht und – leider oft in fragwürdiger Form – die Technik vor den Inhalt schiebt.

Es mag weit hergeholt erscheinen, aber es müsste doch vielleicht vor diesem in jeder Hinsicht pompösen Film, der auch hinsichtlich stilistischer Kriterien keine Einheit darstellt, auf die Mozart-Verfilmung von Bergman hingewiesen werden, auf dieses bescheidene Herantasten an ein Kunstwerk, an eine Kunstform, auf diese theatralisch und filmisch gleich faszinierende «Zauberflöte». Das klassische Ballett kann jedenfalls nicht mit Filmen wie «Anna Karenina» am Leben erhalten werden, ob schon bestimmt der Ballettfreund darin eine willkommene Begegnung mit dem berühmtesten russischen Ballett sehen wird.

Fred Zaugg

Per le antiche scale (Irrwege)

Italien 1975. Regie: Mauro Bolognini (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/99)

Dem italienischen Regisseur Mauro Bolognini diene als Vorlage für seinen Film «Per le antiche scale» das Buch des ehemaligen Psychiaters Mario Tobino, über das er sich wie folgt äusserte: Sein Problem sähe er darin, die Schönheit und die Kraft von Tobinos Werk, das sich durch seine Strenge, seine Reinheit und Klarheit auszeichnet, filmisch darzustellen. Vielversprechend ist dann der Auftakt seines Filmes. Carnevale in einer psychiatrischen Klinik, Masken, eine Pantomime, bizarre eindrückliche Bilder einer kleinen Welt von Ausgeschlossenen. Aber dann bilden die Klinik und ihre Insassen nur noch das Dekor für die Absichten des Regisseurs, möglichst viele entblösste Frauenkörper und deren sexuelle Triebentfesselung vor die Kamera zu bringen. Protagonist Marcello Mastroianni stellt mit einem überbetonten Männlichkeitsanspruch, selbstgefällig, oberflächlich und eitel den alles beherrschenden Professor Bonaccorsi dar, der den Ursprung des Wahnsinns ergründen will und sich



auf der Suche nach der Mikrobe der Schizophrenie befindet. Die Angst, selber dem Wahnsinn zu verfallen, treibt ihn an, denn die eigene Schwester ist Patientin in seiner Klinik. Acht Jahre hat er die Klinik nicht verlassen. Die Gattin des Direktors, eine junge, exzentrische Arztfrau und seine ihm treu ergebene Assistentin, von Marthe Keller ausgezeichnet verkörpert, sind seine drei Geliebten, die sich ihn ohne jegliche Eifersucht aufeinander teilen. Erst die Ankunft einer jungen Ärztin, von Françoise Fabian sehr überzeugend dargestellt, Freud-Anhängerin, immun gegen seinen Charme und seinen Behandlungsmethoden gegenüber in Kontrast, bringt seine Selbstgefälligkeit zu Fall. Hier böte sich ein interessanter Ansatzpunkt für den Regisseur, die verschiedenen Auffassungen der beiden Ärzte in der Behandlungsmethode der Kranken gegenüberzustellen, aber leider bleibt auch hier alles schablonenhaft und oberflächlich. Die mit Weichzeichnern gemachten Aufnahmen in der Klinik sind teilweise meisterhaft, und neben den bewusst schockierenden Bildern gibt es solche von grosser Schönheit. Nach einem Ausflug in die Stadt, erleidet der besondere Schützling des Professors, der als Gärtnerbursche beschäftigte Tonio, einen schweren Rückfall. Dieser Vorfall bietet der jungen Ärztin die Möglichkeit, Professor Bonaccorsi endgültig von seinen falschen Behandlungsmethoden zu überzeugen, und dieser verlässt fluchtartig die Klinik: um draussen allerdings gleich mit einer anderen Form von Wahnsinn konfrontiert zu werden, den Schwarzhemden der Faschisten und ihrer mörderischen Ideologie.

Aber nicht das ist der Grund dafür, dass Bolognini die Handlung des Filmes in die dreissiger Jahre verlegt hat, sondern nach seiner Meinung deshalb, weil sich in den psychiatrischen Kliniken Italiens seit dieser Zeit ohnehin nichts verändert habe. Aber da eben irrt er. Es gibt eine Entwicklung der «neuen Psychiatrie» in Italien, welche die sozialen Bezüge zur Aussenwelt herstellt, eine Sozialisation der Ausgeschlossenen anstrebt, die geschlossenen Abteilungen öffnet, Mauern und Zäune als Symbole der Einschliessung einreisst, alle Zwangsmassnahmen wie Zwangsjacken, Fesselungen, Käfige, Elektro- und Insulinschocks ebenso aufhebt wie den Missbrauch von Medi-

kamenten (Psychopharmaka als chemische Zwangsjacke). Im Bolognini-Film sind sie unentbehrliche Requisiten. Bedauerlich, dass ein Regisseur, der sein Handwerk versteht, diese Thematik der psychisch Kranken nicht verantwortungsbewusster behandelt. Noch bedauerlicher, dass eine Jury, die «neue Perspektiven im Film sucht», beim Festival in Locarno 1975 diesen Film mit einem Spezialpreis bedachte.

Dafür hat ein Autoren- und Regisseur-Kollektiv aus Italien, Marco Bellocchio, Silvano Agosti, Sandro Petraglia und Stefanie Rulli, mit seinem Dokumentarfilm «Nessuno o tutti» (Keiner oder alle) – der Titel ist zugleich Motto des Filmes nach einem Gedicht von Bertolt Brecht – einen grossartigen Beitrag zur Bewältigung der Problematik der psychisch Kranken geleistet. Sie versuchen die Institution der Irrenanstalten zu überwinden und sie wieder in das soziale Milieu einzugliedern. In den vergangenen Jahren gab es einige Regisseure die sich mit dem Irresein, und den Ursachen, woraus es entsteht, auseinandersetzen: die brillante Satire von Stanley Kubrick, «A Clockwork Orange», deren Held durch ein psychotherapeutisches Schnellverfahren resozialisiert werden soll etwa, oder das Schicksal des jungen, englischen Mädchens in «Family Life» von Kenneth Loach, dessen beginnende Schizophrenie durch intolerante, autoritäre Eltern in einem hoffnungslosen Fall endet.

Auch in England gibt es eine neue Tendenz der Behandlung von Geisteskrankheiten, die auf die fortschrittliche, psychotherapeutische Behandlungsmethode des Psychiaters Dr. R. D. Laing zurückgeht, der wie viele seiner aufgeschlossenen Kollegen die These vertritt, dass Geisteskrankheit zu einem grossen Teil eher milieubedingte als angeborene Ursachen hat. Ein weiterer Film aus England zum gleichen Thema ist «Asylum» von Peter Robinson. In «Asylum» lebt eine Gruppe Verhaltensgestörter gleichberechtigt mit Ärzten und Pflegepersonal zusammen. Kingsley Hall in London, ist das Experiment des englischen Psychiaters Ronald D. Laing, der bereits seit 1965 seine Idee der Gruppentherapie praktiziert. Der tschechoslowakische Regisseur Milos Forman, dessen neuester Film «One Flew Over the Cuckoo's Nest» ebenfalls in einer psychiatrischen Klinik spielt, wendet sogar die Form der Komödie an (ausführliche Besprechung in ZOOM-FB 5/76). Auch in der Schweiz, als Produkt einer halbjährigen Gruppenerfahrung, gibt es einen Video-Film von Heinz Reber mit dem Titel «Wir...», in dem eine Gruppe von acht Patienten in Selbstdarstellung über ihre Krankheit berichtet.

Es ist nicht zu übersehen, dass die Tabus diesen psychisch Kranken gegenüber fallen, die bisher mit einer Mischung aus Angst, Abneigung und eventuell Mitleid bedacht wurden, dass man weltweit den Versuch unternimmt, sie wieder in die Gesellschaft zu integrieren und sie nicht mehr einfach «versorgt», um sie abzuschieben. Diese Bestrebungen sind mit ein Verdienst jener verantwortungsvollen Filmemacher, die die Probleme und Nöte dieser Kranken einer breiten Öffentlichkeit nahe gebracht haben.

Katharina Jung

John-Huston-Zyklus

tv. Anfangs August beginnt das Fernsehen DRS eine Spielfilmreihe, die dem amerikanischen Filmregisseur John Huston gewidmet ist. Huston feiert am 5. August seinen 70. Geburtstag. Von diesem bedeutenden Hollywood-Regisseur, der mit «The Maltese Falcon» das Genre des «Schwarzen Films» kreierte, wird das Fernsehen DRS voraussichtlich folgende Werke zeigen: «The Maltese Falcon», «The Treasure of the Sierra Madre», «The Asphalt Jungle», «Moulin Rouge», «The African Queen», «Moby Dick», «Heaven Knows, Mister Allison», «The Barbarian and the Geisha», «The Roots of Heaven», «The Unforgiven» und «The Night of the Iguana».